



Aus Freude am Lesen

Dimmetrieken wächst bei seiner Großmutter in dem flämischen Dorf Reetveerdegem auf, zusammen mit seinem Vater und drei Onkeln. Sozialamt, Kneipe, Küche und Klo sind die Eckpfeiler ihres Daseins, und sie sind stolz darauf. Wer auf sie herabschaut, bekommt ihre Fäuste zu spüren. Sie veranstalten Trinkwettbewerbe, die erst mit dem Delirium enden, sammeln die besten Sauflieder und denken nicht an die Zukunft, da sie sowieso keine haben ...

Dimitri Verhulst erzählt seine eigene Geschichte als Roman, schreibend will er sich seiner Wurzeln versichern, denn eins ist klar: Literatur ist für ihn die einzige Möglichkeit, wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen. »Die Beschissenheit der Dinge« ist eine schonungslose Abrechnung, getragen vom Stolz der Outcasts, von der Wut gegen alle, die glauben, über anderen zu stehen, von tiefer Melancholie und einem burlesken, absurden Humor.

DIMITRI VERHULST wurde 1972 in Aalst, Belgien, geboren und lebt heute in der Wallonie. Sein Roman »Die Beschissenheit der Dinge« war in den Niederlanden ein Nr.-1-Bestseller, wurde für den AKO-Literaturpreis nominiert und mit dem Publikumspreis »Goldene Eule« ausgezeichnet. Die Verfilmung von Felix van Groeningen wurde in Cannes mit dem Prix Art et Essai prämiert. 2009 erhielt Dimitri Verhulst für sein Buch »Gottverdammte Tage auf einem gottverdammten Planeten« den Libris-Literaturpreis.

Dimitri Verhulst

Die Beschissenheit der Dinge

Roman

*Aus dem Niederländischen von
Rainer Kersten*

btb

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel »De helaasheid der dingen« bei Uitgeverij Contact, Amsterdam/Antwerpen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2011
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2006 Dimitri Verhulst
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 Luchterhand
Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile München, nach einem Um-
schlagentwurf von R·M·E, Roland Eschlbeck/Ruth Botzenhardt
Umschlagmotiv: © plainpicture/Callsen, T.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

CP · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74252-3

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

»Es erstaunte mich, dass man damit sein Leben zubringen konnte: die Welt abbilden und es niemals ganz schaffen, und wenn es einem doch gelänge, dem Vergänglichen nur das Vergängliche hinzufügen – das, was man nicht bekommen kann, dem, was man nicht hat.«

Pierre Michon, *Mâitres et Serviteurs*

»Warum träume ich nicht mehr von meiner Mutter? Vielleicht, weil ich zu viel über sie geschrieben habe, selbst für den Umschlag eines Buches habe ich ihr schönes Profil verwandt, ich habe ihre Anwesenheit beschworen, ohne irgendetwas bewältigen zu wollen. Sie drängte sich mir nicht auf, ich habe sie selbst heraufbeschworen, indem ich so viel über sie schrieb, aber ich habe den Eindruck, letztlich eine literarische Figur erschaffen zu haben, ein Kunstprodukt, schillernd, kompliziert, und damit ist mir die wirkliche Mutter entchwunden, die tote Mutter. Ich bin die Waise einer toten Mutter, weil ich zu viel über sie geschrieben habe.«

Francisco Umbral, *Un ser de lejanías*

Für Windop. Und zum Gedenken meiner Großmutter, die sich die Schande ersparen wollte und starb, während ich an den letzten Seiten des Manuskripts arbeitete.

Eventuelle Ähnlichkeiten bestimmter Figuren in diesem Buch mit realen Personen beruhen auf reiner Menschenkenntnis.

Ein schönes Kind

Die vermeintliche Rückkehr von Tante Rosie nach Reetveerdegem war ein angenehmer Schock im Leben unserer vollkommen nichtsnutzigen Männer, von denen ich in dem Moment einer im Werden war. Der Tag sprang mit ihrem Namen auf – Rosie!, Rosie! – und brachte Hoffnung: Denn jemand war zurückgekehrt! Jemand, der hier geboren war und diesen Ort verlassen hatte, war zurückgekehrt! Und auch noch Tante Rosie! Ihre Rückkehr wurde als alttestamentarisches Zeichen gedeutet, als Beweis, dass Reetveerdegem so schlecht nicht war und wir nicht so unnütz wie mathematisch erwiesen.

Wahr ist, dass meine Tante Rosie eine selten schöne Frau war und es viel Prestige einbrachte, sie ins Bett bekommen zu haben. Auf dem Höhepunkt ihrer Schönheit ließ mein Großvater sich nur allzu gern von jungen, tapferen Kerlen einladen, die um seine Gunst sofften (vor Männern, die nicht trinken konnten, hatte er keinen Funken Respekt) und ihn zu Trinkduellen herausforderten, als deren Siegesprämie die Vormerkung als idealer Schwiegersohn winkte. Damals hatte der Krebs seinen spindeldürren Körper schon vollkom-

men zerfressen, und er musste seine spektakulären Saufsessions immer häufiger unterbrechen, um auf dem Klo Blut zu spucken; die Hochzeit seiner bewunderten Tochter hat er schließlich nicht mehr erlebt. Fünf Klafter, das scheint die Tiefe zu sein, auf der auch Trunkenbolde der barmherzigen Erde übergeben werden. Bis meine Großmutter ins Altersheim kam, um dort langsam dem Ende entgegenzudämmern, betrachtete sie es als ihre Witwenpflicht, jede Woche sein pechschwarzes Marmorgrab zu wienern, bis es blitzte. Tante Rosie hat sich nach dem Tod ihres Vaters, unseres Allerhöchsten Trinkers, einem Mann ohne Geschichte an den Hals geworfen und sich mit ihm in der fernen Hauptstadt niedergelassen, zur tiefen Betrübnis unserer jungen Männer, die jetzt andere, hässlichere Frauen unglücklich machen mussten. Zum x-ten Mal erlebte damit unser Dorf, dass alles, was schön war, weg- oder kaputtgehen musste.

Mit Reetveerdegem wollte Tante Rosie immer weniger zu tun haben; dass sie sich mithilfe eines Ehemannes (dessen Namen wir kaum kannten, ganz zu schweigen von seinen Saufkapazitäten) davon losreißen konnte, muss ihr vorgekommen sein, als sei sie dem Tode entronnen. Bei den seltenen Telefongesprächen erzählte sie von neu erworbenen Reichtümern, der Umgestaltung ihrer Dachterrasse, den Annehmlichkeiten einer Sauna, dem tobenden Gewühl der Großstadt. Die Ansichtskarten, mit denen sie im Sommer die Verbindung nach Hause unterhielt, überbrachten ihre phantasielos-sonnigen Grüße von fernen Urlaubszielen, die im Atlas herauszusuchen wir uns verstockt weigerten. Und bei ihren noch selteneren Besuchen baten wir ihren Mann, seinen dicken Schlitten um Himmels willen nicht vor unserer

Tür zu parken. Wir waren arm – immer gewesen –, doch wir trugen unsere Armut mit Stolz. Dass jemand seine Luxuskarosse vor unserer Tür abstellte, empfanden wir als Erniedrigung, und wir schämten uns bei dem Gedanken, jemand im Dorf könnte gesehen haben, dass es einem Verhulst finanziell einmal relativ gut ging.

Es war so: Meine ersten Lebensjahre verbrachte ich mit meinen Eltern in der Kantonstraat, einem winzigen Wohnhof mit gemeinsamer Wasserpumpe und kommunistischer Toilette, einem Brett mit Loch, direkt über der Jauchegrube. Die Wände des Wohnzimmers waren ständig klitschnass, und in die Ritzen des morschen Fensterrahmens stopften wir Zeitungspapier gegen die Zugluft. Mein Vater sprach stets stolzeschwellt von den Unannehmlichkeiten unserer Wohnung – bequem leben zu wollen war etwas für Weicheier, und als wir endlich in die Merestraat umzogen, geschah das nur, weil wir uns da verschlechtern konnten. Auch dort war die Toilette ein Brett mit Loch, doch außerdem – ein weiteres Plus! – leckte das Dach. Unser Küchenboden stand voller Eimer für die von der Decke herabfallenden Tropfen. Heimelig waren die Abende, an denen wir zusammen im Sessel dem sonoren Geplätscher in den Eimern lauschten und mit den Xylophonklängen, die uns das kaputte Dach lieferte, »Erkennen Sie die Melodie?« spielten. Die Schälchen mit Rattengift mussten jeden Tag neu gefüllt werden; doch wir hatten den Eindruck, dass damit nicht das Ungeziefer vertilgt, sondern die lieben Tierchen vielmehr gemästet wurden. Die lebensgefährlich verfaulte und pilzüberwucherte Treppe zum Keller wurde als Architektur des Proletariats

zärtlich gehegt und gepflegt. Mein Vater war Sozialist und tat alles, auch als solcher erkannt zu werden. »Besitz« bedeutete für ihn, bloß noch mehr Zeug zu putzen. Besitz besaß den Besitzer, nicht umgekehrt. Drohten wir durch unvorhergesehene Sparsamkeit das Ende des Monats einmal in den schwarzen Zahlen zu erreichen, plünderte er unverzüglich das Konto und versoff den verbliebenen Lohn bis zum Rest, um uns vor den Verführungen des Kapitalismus zu bewahren. Leider entpuppte sich meine Mutter im Laufe der Zeit immer deutlicher als Bürgertusse, war zu eitel, abgelaufene Schuhe zu tragen, und beantragte nach zehn Jahren Ehe schließlich die Scheidung. Dass sie alle Möbel mitnahm, bedeutete für meinen Vater den ultimativen Triumph. Endlich besaß er gar nichts mehr, weder Weib noch anderes Mobiliar, und zog wieder zu seiner alten Mutter. So wird man verstehen, dass wir auf Verwandte herabsahen, die ihren dicken Wagen vor der Tür parkten und uns an Feiertagen in sündhaft teurer Garderobe besuchten.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete sich das Gerücht, dass Tante Rosie – o Wunder aller Wunder! – nach Reetveerdegem zurückgekehrt war, und so nahmen mich denn auch ständig neugeborene Männer beiseite und fragten, ob die trunkenen Zungen des Dorfes die Wahrheit sprachen. Es stimmte: Tante Rosie war – auch zu unserer Überraschung – tatsächlich zurückgekehrt und hatte, völlig geknickt und mit zwei Veilchen im Gesicht, gefragt, ob sie zusammen mit ihrer Tochter für ein Weilchen bei uns unter-schlüpfen dürfe.

Bei uns, das war bei meiner Großmutter. Vier ihrer fünf

Söhne, darunter auch mein Vater, hatten ihr Liebesleben in den Sand gesetzt und waren wieder zu ihr gezogen. Weil meine Mutter außer von meinem Vater auch von mir nichts mehr wissen wollte, kümmerte meine Großmutter sich um mich, und ich verbrachte zusammen mit meinem Vater und drei Onkeln die antriebslosen Tage. Jetzt sollten also auch noch Tante Rosie und Cousine Sylvie dazukommen, auf der Flucht vor einem Wüterich, der ihnen das Leben mit Seitensprüngen und aggressivem Verhalten zur Hölle machte.

Oft hatte ich meine Brüsseler Cousine Sylvie (mit Betonung auf dem ie!) noch nicht gesehen, außer sporadisch zu Neujahr und auf Beerdigungen, wo wir einander wohlweislich mieden, weil wir instinktiv wussten, dass wir aus verschiedenen Welten stammten. Ich glaube, sie spielte Klavier und tanzte Ballett in rosa Tutus. Sie war ein Kind, das sorgfältig seinen täglichen Kalorienverbrauch kontrollierte und dessen Weihnachtsmänner sichtlich dickere Spendierhosen anhatte als unsere. Die Universität war selbstverständliches Ziel ihrer Ausbildung, und da sie die Schönheit ihrer Mutter geerbt hatte, konnte sie schon bald reihenweise Männer nach verzweifelterm Liebeswerben abblitzen lassen und es genießen. Etwas jünger als ich war sie, doch wegen ihres selbstsicheren Auftretens wagte ich diesen Altersunterschied nirgends auszuspielen. Froh war ich nicht über ihre Ankunft. Ich fühlte mich in unserer Männerbastion pudelwohl und betrachtete sie als Störfaktor. Sylvies anständige Erziehung brachte uns in Verlegenheit, wir fühlten uns von ihrem Blick in unserer Armseligkeit ertappt.

Mein Vater kackte immer mit sperrangelweit offener Klo-
tür. Sein Dung stank außerirdisch nach uraltem Käse, und
oft stand er mit runtergelassener Hose im Flur, zwei Meter
von der Schüssel entfernt, damit ich ihn auch ja hörte, und
rief nach einer neuen Rolle Klopapier oder dem anderen Teil
der Zeitung. Jahrelang war das so gelaufen und hatte aus-
gezeichnet funktioniert: Mein Vater bekam sein Klopapier
und seine Zeitung stets prompt geliefert. Doch jetzt, unter
Sylvies gnadenlosem Blick, war es plötzlich, als müssten wir
uns dauernd für uns selbst entschuldigen. Wir schämten
uns, weil wir morgens unter Kratzen und Jucken in Unter-
hosen die Treppe heruntergeschlurft kamen. Wir schämten
uns, weil wir paffend, die Schweißfüße auf dem Tisch, vor
dem Fernseher saßen. Wir schämten uns für die Kilos rohes
Gehacktes, die wir aus Bequemlichkeit – und weil es billig
war – verschlangen, uns mit bloßer Hand in den Mund scho-
ben und mit kaltem Kaffee hinunterspülten, der irgendwo
in einer Tasse von gestern noch herumstand. Wir schämten
uns für die Würmer, die wir von dem Gehackten bekamen,
wegen denen wir jedoch nie zum Arzt gingen. Wir schämten
uns für unsere fanfarengleichen Fürze, die Rülpsen, die wir
ungeniert entweichen ließen. Wir schämten uns für unser
grundloses Fluchen, für die Schamhaare, die wir über dem
Lokus verloren, für unsere Zehennägel, die wir zwecks Fuß-
pflege vorn einfach mit der Hand abrissen und dann mona-
telang auf der Badematte herumliegen ließen. Wir schämten
uns für die Zigaretten, mit denen wir im Sessel einschlie-
fen, unsere nikotingelben Zähne, unseren Biergeruch. Wir
schämten uns für die Flittchen, die meine Großmutter stän-
dig unangekündigt beim Frühstück vorfand und deren Na-

men sie immer wieder vergaß. Wir schämten uns für unsere trunkenen Lieder, unser Gegröle, die unflätigen Sprüche, das Gekotze und die immer häufigeren Besuche von Polizei und Gerichtsvollzieher. Wir schämten uns, aber wir machten nichts dagegen.

Drei Wochen dauerte es, bis Tante Rosies Mann, Oncle Robert, eines Tages bei uns vor der Tür stand und fragte: »Ist Rosie da?«, und wir sagten: »Rosie? Nee, soll die denn hier sein?«, er einfach mit breiten Schultern ins Haus spazierte, Tante Rosie an den Haaren nach draußen zerrte und mit Tritten in seinen Wagen beförderte, meine Cousine schluchzend auf dem Rücksitz Platz nahm und bis zur nächsten Beerdigung aus meinem Leben verschwand. Diesen Robert würden wir uns vorknöpfen, wir würden ihn kaltmachen, hundert Pro, am liebsten ganz langsam und mit dem Messer, und wir schworen, dass derjenige, der als Erster von uns seine Krebsdiagnose bekam, diese ehrenvolle Aufgabe übernehmen würde. Denn Krebs blühte uns allen, unser Allerhöchster Trinker hatte es uns stilvoll vorgemacht, und die Sechzig erreichen betrachteten wir als den Gipfel der Kleinbürgerlichkeit. Doch ehrlich gesagt waren wir auch erleichtert, dass Tante Rosie und Cousine Sylvie endlich aus dem Haus waren, denn ihre Anwesenheit hatte uns etwas allzu drastisch mit uns selbst konfrontiert.

Ein Scheißleben ist ausgesprochen übersichtlich: Jeden Nachmittag sah Sylvie meinen Vater und meine Onkel zum Frühstück erscheinen und sich nach der rituellen ersten Zigarette auf das Hackfleisch und die Sardellenbüchsen stürzen, um

den Kater der vergangenen Nacht zu vertreiben. Das fette Öl der Sardellen tropfte ihnen vom Kinn und wurde mit dem Ärmel eines ausgefransten Pullovers weggewischt, wenn sie nicht zu faul dazu waren. Danach verschwanden sie, um viele Stunden später betrunken wieder nach Hause zu kommen. Manche nennen das einen Teufelskreis, wir betrachteten es als natürlichen Zyklus. Um sich vor ihrem Vater zu verstecken, war Sylvie drei Wochen nicht zur Schule gegangen und hatte zugeschaut, wie ich am verdreckten Küchentisch lustlos lernte und Strafarbeiten schrieb. In der Zwischenzeit las sie Bücher, die sie klüger machten, wortgewandter, und auf die Dauer eine noch tiefere Kluft zwischen ihr und dem Rest der Familie aufreißen würden. Abends vorm Einschlafen las ich ihre Gedanken, wenn sie neben mir hellwach, Augen zur Decke, dem Schnarchen meines Vaters lauschte, der mit sperrangelweit offenem Mund, oft noch in stinkenden Socken, im Bett nebenan seinen Rausch ausschließ. Oder Onkel Potrel, der mit den Zähnen knirschte. Sie musste sich vor unseren Lumpen ekeln, die neben dem Bett auf dem Boden lagen, bis Großmutter sie einsammelte und in die Wäsche steckte. Ich weiß nicht, was sie schlimmer fand, die braunen Kippen im Aschenbecher neben dem Bett, die Schweißflecken in den Laken oder die Socken meines Vaters. Sie schwieg. Lieber wäre es mir gewesen, sie hätte mich auf unseren Lebensstil angesprochen und etwas zu mir gesagt, von Cousine zu Cousin. Doch sie schwieg und schaute auf uns herab.

»Kleiner, willse mit unsrer Sylvie nich ma 'n bissken spazieren gehen? Dat Kind is ja ganz blass vom ewigen drin Rumsitzen.«

Was sollte ich mit ihr machen? Sie redete nicht mit mir und hatte mich verächtlich von oben bis unten gemustert, als ich mir einmal mit der Kulispitze eine Portion Schmalz aus den Hörwindungen gekratzt hatte. Vielleicht benutzten sie da in Brüssel ja Wattestäbchen, aber was denn nun noch alles? Ich fand, sie könnte sich für unsere Gastfreundschaft ruhig etwas dankbarer zeigen. Außerdem gab es in unserem Dorf absolut nichts zu erleben für das verwöhnte Gör. Ja, die Aufmerksamkeit meiner Freunde wäre ihr sicher, Freunde, die dauernd an gestohlenen Mopeds herumschraubten, doch davon wäre Tante Rosie bestimmt nicht begeistert. Meine Freunde waren Schweinepriester, und obwohl ich mir gut etwas hätte verdienen können, indem ich ihnen meine Cousine leihweise überließ, hatte ich dafür denn doch zu viel Ehrgefühl. Wäre ich mit diesem schweigsamen und überheblichen Kind erst mal aus dem Haus, wäre ich auch stolz auf sie und würde sie beschützen. Niemand dürfte es wagen, sich über ihr affektiertes Getue lustig zu machen. Doch was sollte ich mit ihr anfangen? Spazieren gehen? Damit wir einander erzählen konnten, was wir im Leben so vorhatten? Was unsere Hobbys waren und wie es in der Schule lief?

Es war die Idee meines Vaters, Sylvie in die Kneipe mitzunehmen, sehr zum Unmut Tante Rosies. Doch Tante Rosie sah auch, dass die Gesichtsfarbe ihrer Tochter sich mehr und mehr der einer Leiche näherte.

»Wohin willst du sie mitnehmen?«, fragte sie.

»Ins Hoekske. Oder ins Volkskring. Mal sehen.«

»Ist André auch da?«

»Woher soll ich dat wissen, wo André is? Hab ich hier 'ne Glaskugel oder wat?«

»Pass aber auf sie auf! Und komm nicht zu spät nach Hause!«

»Sylvie-Schatz, was meinst du? Haste Lust, mit deinem Onkel Pierre ein bisschen vor die Tür zu gehen?«

Es störte mich, dass wir auf einmal alle versuchten, »fein« – ohne Dialekt – mit dem Kind zu reden. Auch mir war das schon passiert. Ihre Art brachte einen irgendwie dazu.

Sylvie nickte und zog sich die Jacke an. »Uns Kleiner« – also ich – ging auch mit.

»Mensch, Rosie, kommse nich mit? Ich kenn welche, die sehr froh wären, dich wieder ma zu sehen. Würd dir guttun, ma so 'n bissken frische Luft.«

Doch Tante Rosie hatte keine Lust. »Und du, Potrel? Kommst du mit?«

»Isaac Newton!«, rief Potrel.

»Hä? Wat is?«

»Isaac Newton, sag ich, blöde Kuh.«

Mit den Füßen auf dem Tisch schaute Potrel gerade ein Fernsehquiz.

»Ich muss Sie leider enttäuschen, Mevrouw Peeters, die richtige Antwort auf diese Frage war ›Isaac Newton.«

»Ey Mann, bis ja gar nicht so blöd, wie de aussiehst.«

»Is doch 'ne Wiederholung, du Knalltüte. Wart, ich komm mit auf 'n Bier.«

Es gab keinen besonderen Grund, warum wir an dem Abend ins Hoekske gingen, denn die Kneipen in unserem Dorf waren untereinander letztlich vollkommen austauschbar. Die Tische und Stühle waren einfach und billig, weil sie über

kurz oder lang doch demoliert wurden, meist bei Streitereien, deren Anlass sofort wieder vergessen war und die sich nie länger hinzogen als die Dauer eines Rauschs. Alle hatten sie eine Jukebox mit Platten, die kein Mensch mehr spielte, bis auf uns, die wir sie immer wieder mit Tränen in den Augen abnudelten. Roy Orbison war der größte Musiker aller Zeiten, auch jener, die noch kommen sollten und die zweifellos ungünstig für uns sein würden. Nichts war schöner, als flennend das letzte Glas zu trinken, während die Wirtin die Scherben aufs Kehrblech fegte und aus der Jukebox Roy Orbison erklang. Um sie kurz darauf um doch noch ein Bier anzuflehen, das letzte, echt, das allerletzte, dann würden wir nach Hause gehen, und sie könne endlich in aller Ruhe die Tür hinter uns zumachen, durch die wir am nächsten Tag als Erste wieder hereinkämen. Die Unterschiede der Kneipen steckten in sehr kleinen Details. So entschied über die Wahl der Destille letztlich meist die Anzahl der Deckel, die wir beim jeweiligen Wirt offen stehen hatten und wo wir unser Gesicht gerade nicht zu zeigen wagten, bis wir uns links und rechts genug zusammengeschnorrt hatten, um unsere Saufschulden zu begleichen. Aus unserer Sippe war mein Vater der Einzige mit fester Arbeit, als Postbote, doch auch er stand oft mehrere Monatsgehälter bei den Kneipiers in der Kreide.

Das Hoekske wurde von einer Frau betrieben, die einem kleinwüchsigen Zwillingsspaar das Leben geschenkt hatte, von einem Vater, der kurz nach der Geburt spurlos verschwunden war und von dem seither jedes Lebenszeichen fehlte. Einer allein stehenden Frau mit zwei identischen, missgestalte-

ten Töchtern und einer laufenden Hypothek für das Lokal, in das sie viel investiert hatte. Getrunken wurde bei ihr genug, der Umsatz war also immerhin gesichert. Und als die Zwerge in die Schule mussten und das kostete, verhalf sie sich mit den Mitteln der Frau nebenbei zu ein paar kleinen Extras. Dem Ruf der Kneipe jedoch schadete das erheblich, und manche Ehefrau machte ihrem Mann hässliche Szenen, wenn er schwankenden Schritts aus dem Hoekske nach Hause kam. Die Zwillinge wuchsen im Schankraum auf. Sie spielten unterm Billardtisch mit ihren Puppen, betrieben mit Bierdeckeln und Plastikgemüse einen Kaufmannsladen am Flipperkasten und verkauften gutmütigen Kneipengästen ihre Waren. Sie übernahmen die rauen Sprüche der männlichen Stammkundschaft, so dass sie im zarten Alter von zehn schon fluchen konnten wie Bierkutscher und über ein unerschöpfliches Repertoire an dreckigen Witzen verfügten, mit dem sie die Gäste unterhielten. Im Alter von zwölf, inzwischen hatten sie schon zu wachsen aufgehört, bekamen die beiden ein ernstes Alkoholproblem, weil sie sich angewöhnt hatten, die Reste aus den Biergläsern zu trinken, was zunächst eigentlich nur geschehen war, um ihrer Mutter den Abwasch zu erleichtern.

In jenen Tagen gab es im Nachbarort eine beliebte Kneipe namens De Bok. Tatsächlich besaß deren Betreiber einen alten Ziegenbock, den er gegen Bezahlung gern aus dem Stall holte und mit Starkbier tränkte, zum großen Vergnügen der Kunden, die sich vor Lachen bogen, wenn der blaue Bock vor Trunkenheit die Stühle umlief und schwankend auf sein weiches Stroh zurückkehrte, um seinen Rausch auszuschlafen. Möglicherweise hatte sich die Wirtin des Hoekske hier-

von inspirieren lassen. Tatsache ist, dass die Zwerge irgendwann anfangen, sich gegenseitig unter den Tisch zu saufen, und phänomenale Beträge auf diejenige gesetzt wurden, die sich am längsten auf den Beinen halten würde.

Lange bevor wir mit Sylvie ins Hoekske gingen, hatten die Zwillinge erfahren, dass sie mit einer Krankheit geboren worden waren, deren schwierigen Namen sie zwar immer vergaßen, die es jedoch höchst unwahrscheinlich machte, dass sie das Alter von zwanzig überschreiten würden. Völlig erschüttert von dieser gnadenlosen Deadline und fest entschlossen, die verlorene Zeit wieder einzuholen, sofften sie jetzt noch heftiger als zuvor, wobei es mehr als einmal passierte, dass sie sturzbetrunken auf einen der vielen klebrigen Tische sprangen und vor dem dankbaren Publikum die Röcke hoben, das mit einer Mischung von Faszination und Ekel die Zwergenmösen begaffte. Ich fragte mich, ob ich Sylvie geistig-moralisch auf die möglichen Exzesse vorbereiten sollte, denn irgendwas würde uns bestimmt zur Unterhaltung geboten werden. Es gab Sicherheiten im Leben, für uns jedenfalls; den Luxus hatten wir.

Als wir im Hoekske ankamen, war die Stimmung dort von einer vertrauten Lahmarschigkeit. Man konnte Gift drauf nehmen, dass am Tresen schon stundenlang über mürrische Ehefrauen, Scheidungen und Unterhalt geredet worden war, Themen, die hier besprochen wurden wie anderswo das Wetter. Zwei Männer spielten Billard, doch zeigten wenig Ehrgeiz, das Spiel zu gewinnen, am Kartentisch studierten vier Mümmelgreise aufmerksam das Kartenglück, das sie in den bebenden Händen hielten, und die übrigen Anwesenden

tranken sich geduldig zu dem Punkt, wo Glück und Unglück ineinander übergingen.

»Wirtin, wat zu trinken für uns all, auf mein Deckel!«

Das waren die Worte, mit denen mein Vater eine Kneipe zu betreten pflegte. Die Zwerge notierten die Bestellung und gaben sie ihrer Mutter weiter, die sich zur Begrüßung gerade von unsrem Potrel ausgiebig den Hintern tätscheln ließ. Ich sah Sylvie misstrauische Blicke auf die Zudringlichkeiten ihres Onkels werfen und merkte, wie zuletzt eine leichte Röte ihr Gesicht überzog. Sie trank eine Light-Limonade. »Sugar-free«, sagte sie.

Ich wurde in jenen Tagen darauf vorbereitet, auch so ein Mann zu werden, wie sie am Tresen herumhingen, und bekam von meinem Vater ein Mazout, so nannten wir hier ein Gemisch aus Bier und Cola. Für reines Bier fand mein alter Herr mich noch zu jung, aber ein Junge meines Alters, der nur Alkoholfreies vertrug, war auch nicht das, was man sich als Vater wünschte.

»Da habt ihr ja 'ne geile Schnecke mitgebracht, Jungs, bloß wenn de Polizei mitkriegt, wie alt die is, gibt et bestimmt dicke Ohren.«

Das war André, er schaute mit ungewöhnlich interessiertem Blick auf Sylvie.

»Dat is Verwandtschaft, André. Die geile Schnecke is unser Sylvie.«

»Sylvie? Doch nicht die Tochter von Rosie?«

»Doch.«

»Verdammt, dat *is* 'n schönst Kind!« André ließ sich von seinem Barhocker gleiten, um meiner Cousine die Hand zu geben, was er besonders höflich tat. Er hauchte ihr sogar ei-

nen Kuss auf den Handrücken, lächelte einnehmend und entblößte seine schwarzen, abbröckelnden Zähne; dann richtete er sich an mich: »Dimmetrieken, Jung, du tust mir total leid; muss ja sauschwer sein, die Finger von deiner Cousine zu lassen.« Sein Atem stank, aber das überraschte mich nicht, ich war mit dem fauligen Brodem aus seiner Kehle vertraut. Es wurde gelacht, und ich spürte, dass trotz der Dämlichkeit seiner Bemerkung von mir erwartet wurde, ihm Paroli zu bieten. Doch ich schwieg und trank mein Mazout.

»Jung, wir ham in unserer Jugend doch all ma an unsrer Cousine rumgemacht.« Und weil ich immer noch schwieg, fügte er hinzu: »Recht hast du: Schweigen is Gold.« Und damit wurde es Zeit für die nächste Runde. Unvermeidlich kam das Gespräch jetzt auf Tante Rosie, jeder hatte irgendwo schon gehört, dass sie nach Reetveerdegem zurückgekehrt war, und dass wir jetzt hier mit ihrer Tochter saßen, war der ultimative Beweis. Man fragte uns Löcher in den Bauch, über das Wie und Warum, doch wir verzogen keine Miene. Mit diebischem Vergnügen hörten wir die verschiedenen Theorien, eine immer verrückter als die andere, und es wurde immer klarer, dass schon die bloße Vermutung, Tante Rosie könnte zurückgekehrt sein, im Dorf verschollen gewähnte Gefühle wacherüttelt hatte. Weil aus unserem Mund doch kein sinnvolles Wort über sie zu erfahren war, wandte die Aufmerksamkeit sich bald ihrer Tochter zu, von der André alle paar Minuten sagte, dass sie ein schönes Kind sei, der zarte Beginn einer Göttin, und man suchte in ihrem vollkommenen Gesicht nach Zügen, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Was mich erstaunte, war, dass meiner Cousine die Aufmerksamkeit dieser rauen Männer keine Spur unangenehm war.



Dimitri Verhulst

Die Beschissenheit der Dinge

Roman

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74252-3

btb

Erscheinungstermin: August 2011

Ein Leben zwischen Kneipe, Küche und Klo - herrlich witzig, ebenso unflätig wie poetisch

Dimmetrieken wächst bei seiner Großmutter in dem flämischen Dorf Reetveerdegem auf, zusammen mit seinem Vater und drei Onkeln. Sozialamt, Kneipe, Küche und Klo sind die Eckpfeiler ihres Daseins, und sie sind stolz darauf. Wer auf sie herabschaut, bekommt ihre Fäuste zu spüren. Sie veranstalten Trinkwettbewerbe, die erst mit dem Delirium enden, sammeln die besten Sauflieder und denken nicht an die Zukunft, da sie sowieso keine haben ... Dimitri Verhulst erzählt seine eigene Geschichte als Roman. Eine schonungslose Abrechnung, getragen vom Stolz der Outcasts, von der Wut gegen alle, die glauben, über anderen zu stehen.

 [Der Titel im Katalog](#)